

In der Stadt des Narbengesichts

Er war ein beinhardter Trinker, ein Wortzerstörer, eine Naturgewalt: Der Schriftsteller Charles Bukowski machte keine halben Sachen. Jahre bevor der Autor von "Fuck Machine" an Leukämie zugrunde ging, machte sich ein junger deutscher Anwalt in den Spelunken von L-A. auf die Suche nach seinem Idol - und begegnete Bukowski schließlich am Pissoir. 32 Jahre später wiederholt unser Autor die Wallfahrt seines Vaters. Er begegnet den Geistern der Vergangenheit und lässt sich von ihnen ordentlich einschenken.

Von Lucas Vogelsang, L'Officiel Hommes, Frühling 2013

Jeder Vater hat eine besondere Geschichte, die er an seinen Sohn weiter gibt. Die meines Vaters spielt im Los Angeles des Jahres 1981. An jenem Tag, an dem er, 28 Jahre alt, beschloss, Charles Bukowski zu finden. Ohne zu wissen, wo er anfangen sollte zu suchen. Er wusste nur, dass Bukowski irgendwo in Los Angeles sein musste, in dieser Stadt, die in seinen Romanen, den Gedichten, diesen Aufzeichnungen aus dem Höllenloch, mehr war als bloße Heimat. Immer auch Widersacher, immer auch Geliebte.

Mein Vater hatte diese Geschichten eingeatmet, die 1978 bei 2001 heraus gegebene Gesamtausgabe als Bibel in der Nachttischschublade. Viel Bukowski für wenig Geld und ein von Hand eingeklebtes Foto des Mannes mit dem Narbengesicht. Er ist in Bukowskis Los Angeles eingetaucht, Westberliner Sehnsuchtsort. Deshalb hatte er sich 1981, angehender Jurist, dort einen Referendaraufenthalt bei einem Rechtsanwalt besorgt. Sechs Monate Bukowski-Land ganz, nah dran. Da musste doch was gehen. Also stieg er an einem Tag ohne besondere Eigenschaften, kalifornische Sonne an einem kalifornischen Himmel, in seinen Wagen und fuhr einfach los.

Bukowski finden, in einem Achtmillionenmolloch, natürlich völliger Irrsinn. Aber es sind die besten Geschichten, die so beginnen.

Nun, mehr als 30 Jahre sind vergangen, bin ich mittlerweile so alt wie es mein Vater damals war, Bukowski ist längst tot. 1994 an Leukämie

gestorben. In diesem März jährt sich sein Todestag zum 19. Mal. Und ich bin nach Los Angeles geflogen, um mal zu schauen, was man heute noch findet, wenn man es macht wie mein Vater. Einfach losfahren, Bukowski suchen. Achtmillionenmoloch. Schnapsidee.

Meine Suche beginnt dort, wo Bukowski die meiste Zeit seines Lebens verbracht hat. In einer Bar. Frolic Room, grellbunte Neonschrift, die hier, Hollywood Boulevard, gegen all die anderen Neonleuchtfeuer, die Billboards, das überhitzte Glühen der Lampen anzuschreien versucht. Vor einer sonst unauffälligen Tür sitzt ein Bouncer auf einem Barhocker, den Walk of Fame unter den Füßen. Ich suche Bukowskis Bar. Er nickt. Deutet mit der Hand in den Laden. Das ist sie. Und du hast Glück, sagt er. Drinnen sitzt einer, der kann dir ein bisschen was erzählen. Ich folge ihm. Hinein. Nach hinten. Einmal durch die Bar, die erst mal nichts Besonderes und dadurch doch genau der richtige Ort ist für Männer wie Charles Bukowski. Harte Trinker, die Kaputten, die nur im Zwielight gedeihen. Ein Tresen, ein Dutzend Barhocker, hart, ohne Schnörkel. Eine Bar wie Bukowski selbst, wie seine Sprache, ungeschönt vor die Fresse, frei von Metaphern, die sein Vater, das hat Bukowski einmal gesagt, aus ihm heraus geprügelt hat. Das hier will gar nicht mehr sein, als es ist. Nur ein ehrlicher Laden für ehrliche Trinker. Der Bouncer klopft einem Mann auf die Schulter, grauer Aufdiealtentage-Bart, Baskenmütze, Anglerweste, der dort sitzt, als hätte er nie etwas anderes gemacht.

Das ist Tony, sagt er. Tony dreht sich um. Der Bouncer lässt uns alleine. Tony bestellt zwei Bier, zieht einen Barhocker neben sich und ich erkläre ihm, warum ich hier bin: Mein Vater, Bukowski, 1981. Tony hört sich das alles an, es öffnet sein Gesicht. Er beugt sich vor, seine Lippen ganz nah an meinem Ohr: „Ich habe ihn früher oft gesehen. Ich habe in denselben Bars getrunken wie Hank. Er hat ja ganz in der Nähe gewohnt, vielleicht eine Meile von mir.“ Er stürzt das Bier, hält kurz inne, lädt die Luft mit Bedeutung, sagt dann: „Ich habe eine Sache gemeinsam mit Bukowski. Ich bin hier geboren, ich liebe LA, ich bin ein Trinker und ich bin ein Poet. Das

verbindet mich mit Hank, das Schreiben. Es ist der Weg, den ich gewählt habe, um zu überleben.“ Er setzt sich wieder, lässt das so stehen. Und wie er da so sitzt, das Gesicht zerfurcht, Narben unterhalb der Wangenknochen, sieht er tatsächlich aus wie die lebendig gewordene Erinnerung an Bukowski. Er lacht. „Das habe ich schon oft gehört.“ Ja, ja, die Narben. Der Alkohol. „Es war ein gutes Leben.“

Und dann beginnt er zu erzählen, nicht nur ein bisschen. Wie er als junger Mann, 1967, gerade zurück aus Vietnam, 23 Jahre alt, das erste Mal in den Frolic Room kam und nun, 45 Jahre und drei Herzinfarkte später, immer noch hier ist. Ausladende Geste in den Raum, in die Bar, die für Tony Familie und Zuhause ist. Auch weil ihn und diese Bar eines verbindet: Sie sind beide noch da.

Tony, fast 70 jetzt, hat ein Alter erreicht, in dem das Leben mehr Vergangenheit ist, als Zukunft. Er hat sich in diesem Leben gut eingerichtet, indem er in seinen Geschichten lebt. Sein Hollywood ist immer noch das Hollywood der 70er Jahre. Und wenn er davon erzählt, mit einer Stimme, aufgeraut vom Alkohol, von den Jahren zerschissen, die Worte abgewetzt, reißt er die Augen weit auf, als könnte er sie so besser sehen. Frank, Marilyn, Steve. Er hat mit ihnen gesoffen, sagt Tony. Sie waren alle hier, sie sind alle tot.

Zurück aber zu Bukowski. „Da ist er“, sagt Tony nun und für einen Moment denke ich, er habe den Verstand verloren. Ich folge seinem Blick, dann erst verstehe ich. Da oben ist er tatsächlich. Hank. Als Bild, Portrait in Schwarzweiß. Hängt dort mit den Tränen der Trinker unter der Decke, über den Gästen, zwischen zwei Lampen, absichtlich im Dunkeln. Man übersieht es leicht. Bukowski, der das Rampenlicht verabscheute, hätte es nicht verdient, gleißend ausgeleuchtet zu werden. „Hank wollte immer nur seine Ruhe haben“, erinnert sich Tony.

„Er hat alles getrunken. Wein, Bier, Schnaps, aber mit niemandem gesprochen.“ Er klopft auf den Tresen aus schwerem Holz. „Wenn er hier

saß, hat er nachgedacht oder geschrieben. Du konntest nicht einfach zu ihm rüber gehen und ihn ansprechen.“ Wie geht’s so, Hank. Das hat sich niemand getraut. Abwehrende Geste. Fuck Off, Go to hell. Klare Ansage. „Er hatte diese Gewohnheit. In jeder Bar, in die er kam, hat er sich auf den letzten Platz ganz rechts gesetzt.“ Plötzlich hält Tony inne. „Ich muss dir unbedingt jemanden vorstellen“, sagt er und schaut, als erwarte er einen Tusch: „Bukowskis Bartender.“ Und: Tusch. Tony, Schriftsteller, Hollywood Guy, selbstverständlich auch Schauspieler in seinem eigenen Film, weiß wie er Pointen setzen muss. „Mein Freund Rueben, ich kenne ihn seit 35 Jahren, arbeitet im Musso and Frank, das ist die andere Bar, in die Bukowski immer ging. Rueben hat ein paar gute Geschichten. Du kannst da aber nur mit mir hingehen.“ Gut, Tony, gehen wir. Ich stehe auf. Tony hält mich am Arm. „Nicht heute, Junge. Die Bar hat heute zu.“ Also bestellen wir noch zwei Bier und verabreden uns für übermorgen, Mittwoch. Treffen im Frolic Room. „Ich werde hier sein, dann gehen wir rüber, nehmen einen Drink und ich stelle dich vor.“ Umarmung. Und noch was: „Fahr zu Hanks Grab in San Pedro. Das wird dir das Hirn wegpusten.“

San Pedro liegt unterhalb Hollywoods an der Grenze zu Long Beach, direkt am Meer. Der Horizont hier wird dominiert von den Kränen der Werften des Los Angeles Harbour. Ein Vorort, in dem vom Traumfabrikglamour und der Downtowngeschäftigkeit nichts mehr zu spüren ist. Diese fast schon spießbürgerliche und doch auch proletarische Idylle war einer der Gründe, warum Bukowski Ende der 70er zusammen mit Linda Lee, seiner damaligen Frau und heutigen Witwe hierhergekommen und bis zu seinem Tod geblieben ist. Sie lebt noch immer hier. In einem weißen, zweistöckigen Haus hinter Rosensträuchern. In einer Nachbarschaft, wie man sie aus den modernen Fernsehserien kennt. Verzweifelte Hausfrauen. Die Los Angeles Times eingeschweißt in der Auffahrt.

„Die Bukowskis haben mit San Pedro eine ausgezeichnete Wahl getroffen“, sagt Andrea als ich sie einige Straßenzüge entfernt in der örtlichen Brauerei treffe. Solides Immobilienmarktersprech, das kann sie. Ist ihr Job.

Sie verkauft Häuser in San Pedro. Früher hat sie hier Bücher verkauft. Ihr gehörte der Vinegar Hill Bookshop, ein paar Häuser die Straße hoch. 381 6th Street. Es war einmal. „Amazon hat da schließlich den Nagel in den Sarg getrieben.“ 1998 hat sie den Laden aufgegeben, der es zwischendurch zu mehr als lokaler Berühmtheit gebracht hatte. Wegen Charles Bukowski. Sie, geboren und aufgewachsen in San Pedro, hatte das Geschäft 1992 eröffnet. Bücher, neu und gebraucht. Vor allem aber ganz viel Bukowski, ihr Bestseller, den sie, obwohl ein Los Angeles Girl, erst in Deutschland entdeckt hatte. Junge Jahre in Schleswig Holstein. In den 80ern, als Bukowski dort gefeiert wurde, während er in den USA noch immer eher der Poet der Eingeweihten war. Einer von der Straße. Nach ihrer Rückkehr verkaufte sie seine Sachen, hatte aber keine Ahnung, dass Bukowski längst in ihre Nachbarschaft gezogen war. „Ich habe ihn dann das erste Mal im Gemüseladen gesehen“, erinnert sie sich und lacht, als amüsiere sie sich über ihr jüngeres, verträumt unbedarftes Ich. Die 80er-Jahre Andrea, die sie noch immer in ihren Zügen trägt, wenn sie sich erinnert. Andrea, mittlerweile über 50, hat sich eine gewisse Offenheit der Welt gegenüber bewahrt und deshalb so gar nichts von der durchschnittlichen Vorstadtamerikanerin. Draußen parkt ihr Fahrrad zwischen zwei schweren SUVs. Nun streift sie die Immobilienmaklerin ab. Rückblick, 1993. Begeisterung für Häuser aus Buchstaben. Es ist Bukowskis letztes Lebensjahr, zusammen mit seinen Ärzten kämpft er gegen die Leukämie. Seinen finalen Gegner in einem Leben voller Kämpfe. „In dieser Zeit kamen Linda und er ab und zu vorbei“, erzählt Andrea. „Nach der Behandlung sind sie erst zum Postamt dann zu meinem Buchladen gefahren. Linda und ich haben uns viel unterhalten. Hank hat eher wenig gesprochen.“ Er lief, geschwächt von der Krebsbehandlung, bedächtig, einfach durch den Laden. Schaute sich um. Oder spielte mit Andreas Katzen. Hank liebte Katzen, sagt sie. Ganz normale Kundschaft. Danach gingen die beiden noch in den Coffeeshop an der Ecke. Für eine gute Tasse Cappuccino.

Einige Tage nach dem ersten Besuch der Bukowskis sollte Andrea herausfinden, dass Charles Bukowski keineswegs nur mit ihren Katzen

spielte. „Da kamen die Leute plötzlich zu mir an die Kasse, Bukowski-Bücher in den Händen, und fragten, ob diese jetzt teurer wären.“ Warum, wollte sie wissen. Weil sie signiert sind, sagten die Leute. Von ihm. Sein Name, schwungvoll, und darunter ein Männchen mit einer Flasche Schnaps. Sie lacht wieder. „Ich hatte keine Ahnung. Aber Hank war einfach durch meinen Laden gelaufen und hatte alle seine Bücher, die da bei mir im Regal standen, signiert. Natürlich ohne etwas zu sagen.“

Schnell sprach sich herum, dass in San Pedro ein kleiner Buchladen einen Haufen handsignierter Bukowski-Ausgaben führte. Und so kamen die Jünger Hanks auf ihrer Wallfahrt auch in ihren Laden: „Ich hatte meine 15 Minuten Ruhm dank Charles Bukowski.“ Den Höhepunkt dieses kurzzeitigen Hypes erlebte der Buchladen schließlich im August 1993, als Andrea an Bukowskis Geburtstag eine Feier ausrichtete. Kleiner Kreis. Es wurde, was auch sonst, getrunken und gelesen. Mehr aus Höflichkeit hatte sie auch eine Einladung an das zweistöckige Haus hinter den Rosensträuchern geschickt. Damit die Bukowskis wussten, was sie plante. Am Abend dann traten Charles und Linda Bukowski tatsächlich durch die Tür, 381 6th Street. Das Erstaunen unter den Gästen hätte nicht minder groß sein können, wäre Bukowski aus seiner eigenen Torte gesprungen.

Es war, dort im Vinegar Hill Bookshop, Bukowskis letzter öffentlicher Auftritt. Sieben Monate später, 9. März 1994, starb er. Und nun war es Andrea, die eine Einladung erhielt. Von Linda Lee. Zur Beerdigung. So stand sie, ein Märzttag über den Dächern San Pedros, zusammen mit nur wenigen anderen Gästen auf den Hügeln des Greenhill Memorial Parks. Letztes Geleit für einen liebenswerten Drecksack. „Das war eine Ehre für mich dort sein zu dürfen.“ Sie erinnert sich gerne daran, sagt Andrea, an all diese verrückten Tage damals mit Hank, an diese, wie sie es nennt, Bukowski-Erfahrung: „Ich war eigentlich die ganze Zeit durchweg erstaunt darüber, dass ich das alles so erleben durfte und habe es immer als großes Glück empfunden, da einfach rein gestolpert zu sein.“ Dann setzt sie sich wieder auf ihr Fahrrad. Ich sehe ihr noch nach, bis sie am Ende der 6th Street um die Ecke biegt, an der

Bukowski immer seinen Cappuccino getrunken hat, fahre dann die wenigen Kilometer zu seinem Grab, das man nur findet, wenn man weiß, wo man suchen muss. Denn anders als etwa bei Falco in Wien oder Jim Morrison in Paris, Père Lachaise, ist Bukowskis letzte Ruhe keine Zirkusnummer. Nur eine schlichte Grabplatte, die sich nicht unterscheidet von den anderen schlichten Grabplatten, eingelassen in den auenlandgrünen Rasen. Verwittert. Und auch hier, selbst im letzten Satz seines Lebens, die maximale Reduzierung auf das Wesentliche. „Henry Charles Bukowski Jr., 1920-1994“. Und über dem Piktogramm eines Boxers in Angriffshaltung die Worte: Don't Try.

Als ich am darauffolgenden Abend wieder im Frolic Room stehe, frage ich mich noch immer, was Hank uns damit eigentlich sagen wollte. Mindfuck, wie Tony es mir versprochen hatte. Und selbstverständlich hat er seine ganz eigene Erklärung. „Hank“, sagt er, „hat uns allen gezeigt, dass wir nichts weiter sind als Staub. Wir kommen und gehen wieder. Ein Wimpernschlag, ein Fliegenschiss. Aber das Leben dazwischen musst du leben.“ Kunstpause. „Don't try, verstehst du? Nicht versuchen, sondern machen. Ohne Kompromisse.“ Er wiederholt diesen Satz noch ein paar Mal, schmückt ihn aus, während wir, den Hollywood Boulevard entlang, zum Musso and Frank laufen.

Rueben ist noch nicht da. Noch eine halbe Stunde bis zum Schichtwechsel. Zeit genug für eine Führung. Das Musso and Frank, 1919 eröffnet, ist Hollywood, erklärt mir Tony. Jeder, der hier mal etwas war, war hier mal. Vor allem aber war es, immer schon, die Halle der Schriftsteller. A Writer's Hangout. „Deshalb ist ja Bukowski überhaupt hier her gekommen.“ Wegen William Faulkner, Aldous Huxley oder Ernest Hemingway. An diesem Tresen, unter diesen Lampen, sagt Tony, Legenden über Legenden, wurden einige der größten Romane des vergangenen Jahrhunderts geschrieben. Und siehst du die Tapete dort, die gab es schon 1919. Wenn diese Wände sprechen könnten, sage ich. „Scheiß auf die Wände“, antwortet Tony, „Rueben ist noch hier, und der kann sprechen.“

Das Gespräch mit Rueben ist dann aber erst mal, zähes Ringen um jedes Wort, nicht viel ergiebiger als es eines mit der Tapete gewesen wäre. „Was weiß denn ich“, sagt er, „ich bin doch nur der Barkeeper.“ Und natürlich sagt er das, weil jeder hier weiß, dass er weit mehr ist als nur der Barkeeper. Rueben arbeitet seit 1967 im Musso and Frank. Angefangen hat er damals, 17 Jahre alt, als Buzzboy, hat die Tische abgeräumt, das Geschirr gespült. Das Musso and Frank ist sein Leben. Er kennt kein anderes. Die Sprache, die er hier gelernt hat, ist das Schweigen. Doch weil Tony ein Freund ist, redet er schließlich doch. Über Bukowski. „Ich habe ihn hier mit wenig Geld gesehen, mit mehr Geld und später als er reich war. Aber er ist immer dasselbe Arschloch geblieben. Hank hat sich nie verändert.“ Tony fällt vor Begeisterung fast von seinem Hocker. Siehste, sagt er, was habe ich gesagt. Und Rueben erzählt weiter, hat sich nun, für seine Verhältnisse, in Rage geredet. „Er ist meist bis zum Schluss geblieben, wenn wir um 23 Uhr zugemacht haben. Da war er schon vollkommen betrunken. Er mochte dieses süßen Wein, deutsches Zeug.“ So kam es, dass Rueben nicht selten Bukowskis Autoschlüssel nahm, die immer gleiche Frage stellte, auf die er die immer gleiche, knappe Antwort bekam, Hank, you want a ride home? Sure!, und ihn nach Hause fuhr. Wortlos natürlich, da waren sie sich ähnlich, das hatten sie gemein. Rueben hat Bukowski dann bis zur Tür gebracht, die Wohnung selbst aber hat er dabei nie von innen gesehen. Warum, frage ich. „Ich hatte Angst vor diesem Typen. Ich war noch jung und ich dachte, wenn ich da mitgehe, vergewaltigt er mich.“ Jetzt ist es plötzlich, ganz im Ernst, richtig lustig hier. Und er legt gleich noch einen nach. „Einmal war er hier mit zwei Mädchen. Die eine hieß Cupcake, ein Gogo, die andere war die Frau von irgendeinem Typen, dem ein Pornoladen gehörte. Und Hank wollte vor den Mädchen ein bisschen angeben, schrie also rüber zu mir, ‚Hey, Reuben, sag ihnen mal, womit ich mein Geld verdiene.‘ Ich wusste, dass er ein Schriftsteller war, aber ich sagte nur: ‚Du bist kein gutaussehender Mann, du bist immer besoffen, schmeißt mit Geld um dich, ich glaube, du bist ein Zuhälter. Hank wurde wütend. Aber der Rest lachte, der ganze Laden lachte.“

Bukowski, wie ihn Rueben beschreibt, war kein angenehmer Kerl, sondern der Einzelgänger auf dem Hocker ganz außen rechts. Gemocht haben sie sich auf ihre Art aber wohl doch, in der Symbiose zwischen Barkeeper und Stammgast. Der eine kann eben nicht ohne den anderen. „Ach“, Rueben winkt ab, „zu mir war er meist nett. Hat sich nach der Familie erkundigt. Aber sonst, das stimmt, hat er alles gehasst.“ Seinen Vater, Hollywood, die Menschen, sagt Rueben. Das Postamt, die Regierung, den technischen Fortschritt, sagt Tony. „Wenn er überhaupt etwas mochte, dann waren es die Pferde. Er hat die ganze Zeit über die Rennbahn gesprochen. Über das Schreiben und die Pferde. Aber was zur Hölle interessierten mich diese verdammten Pferde?“ Rueben nimmt ein Glas von der Anrichte, um es noch einmal zu polieren. Klares Zeichen: Das war's. Genug gesprochen. Ich lasse Tony und Rueben im Musso and Frank zurück, Nacht über Hollywood.

Wenige Stunden später, im ersten Licht des neuen Tages, mache ich mich auf den Weg zu den verdammten Pferden. Sie waren Bukowskis große Leidenschaft. Und 1981 der einzige echte Anhaltspunkt, den mein Vater hatte. Er wusste aus den Büchern, dass Bukowski seine Nachmittage regelmäßig auf der Rennbahn verbrachte. Vielleicht, dachte er würde er ihn dort finden: Santa Anita Racetrack, Freeway in Richtung Nordost. Ganz wunderbar architektonischer Größenwahn, der sich hier, die Stadt nicht mehr viel mehr als eine Ahnung, an die Hügel der Sierra Madre schmiegt. Eine Burg für eine Armee aus Glücksrittern, die aus ihren Autos auf die Ränge zutreiben.

Das hat sich nicht verändert. Das Bild ist dasselbe. 2013, 1981. Die Parkplätze voll, Autodächer bis an den Horizont. Gut 10.000 Menschen müssen es sein, vielleicht mehr, als mein Vater aus seinem Wagen steigt. Und er weiß, der Versuch Bukowski hier zu finden, sollte er überhaupt da sein, entspricht noch immer dem Wahnwitz eines Blinddates auf einem Stones-Konzert.

Mein Vater verschmilzt mit der Masse, ein dampfender Organismus, läuft dorthin, wo die armen Hunde auf ihre Pferde starren. Kalte Asche, wertlose Wettscheine in den Boden getreten, das ganze Rennbahnelend, aus dem ihm nun, im Augenblick seines ersten Zweifels, ein groß gewachsener Mann entgegen kommt. Heller Baumwollmantel, Pockennarben in diesem Gesicht wie eine Kneipenschlägerei. Schnelle Schritte in Richtung der Toilettenräume. Das ist er doch, denkt mein Vater und folgt ihm. Er muss sichergehen, stellt sich an das Pissoir daneben. Und ja, er ist es. Das Glück kann eine Hure sein, doch dieses Mal hatte diese Hure Lust zu tanzen. Er hatte ihn gefunden. Mächtige Hand auf dem Spülknopf, dann raus an die Bar. Bukowski bestellt Kakao, mein Vater quatscht ihn an. „Ich bin aus Deutschland, Ich habe alle ihre Bücher gelesen.“ Bukowski schaut ihn an, und nach einer Sekunde, die auch eine Ewigkeit gewesen sein kann, sagt er: „Yes, Germany, this is where I sell my books.“ Fragt dann, Minuten zwischen dem 5. und 6. Rennen: „Wettest Du?“ Mein Vater nickt, ein bisschen. „Gut“, sagt Bukowski, „ich habe 90 verloren, aber bin jetzt wieder mit 50 im Plus. Ich muss mich beeilen, das nächste Rennen fängt gleich an. Dir noch viel Glück, Junge.“ Doch ehe er geht, hält mein Vater ihm seinen Personalausweis hin, Nr.3343390, damals, 80er-Jahre, ein papierner Lappen deutscher Bürokratie: „Können sie das hier unterschreiben?“ – „Deinen Pass?“ Naja, sagt mein Vater, sonst wäre es ja irgendwie gewöhnlich. Meinetwegen, Junge. Und so drückt Bukowski seine Unterschrift auf das Dokument, den Namen und das Männchen mit der Flasche, mit jener Seelenruhe, mit der er später auch die Bücher im Vinegar Hill Bookshop signiert haben muss. Dann dreht er sich um und verschwindet in dem Dunst, aus dem er gekommen war.

So ist es gewesen, sagt mein Vater, das ist seine Geschichte. So habe ich sie Tony erzählt, Andrea und Rueben. Und sie haben mir dafür ihre gegeben, ihre Bukowski-Momente, zerkratzte, liebevolle Erinnerungen an den Dirty Old Man und an seine, ihre Stadt, Los Angeles, wie sie mal war. Als ich den Santa Anita Racetrack verlasse, das Auto zurück auf den Freeway fahre, die kalifornische Sonne im Gesicht, muss ich noch einmal an das Grab denken.

Bukowski finden, in Los Angeles? Don't Try. Gut, dass mein Vater es trotzdem versucht hat.